

Cathrin Moeller



Die
Spreewaldgurken
Verschwörung

Roman



Mein Bruder schlurfte herein und seufzte, als er Torsten sah: „Die pinke Fee ist natürlich auch wieder da.“

Zu Hause redete er komischerweise fast immer normal.

Torsten lächelte etwas verlegen und gab Mattheo ein High five: „Hi Matthi! Was geht?“

Der Pate guckte streng: „Deine Schwester hat mir gerade erzählt, was passiert ist.“ Ohne Vorwarnung gab er Mattheo eine Ohrfeige, dass es knallte. Torsten zuckte zusammen. Der Nachwuchsgangster schluchzte: „Verräterin!“, und hielt sich die rote Wange.

„Hast du gar nichts gelernt? Zuerst musst du die Kameras im Blick haben und ausschließen, dass dich jemand beobachtet. Depp! Der Schuster sollte bei seinen Leisten bleiben!“

Unser Vater gab Matthi einen sanften Schlag auf den Hinterkopf. „Wenn du zu langsam bist, dann mach das, was du kannst, und knack weiter Autos.“

Mattheo nickte. Papa schüttelte den Kopf und sagte zu mir: „Und du solltest endlich dein Talent nutzen und ins Geschäft einsteigen, anstatt in dieser Apotheke zu versauern.“

Ich verdrehte genervt die Augen. *Warum bin ich bloß mit dieser Familie gestraft?*

„Kommt essen! Die Pasta ist fertig“, rief meine Mutter.

„*Va bene!* Wir wollen *la mamma* nicht warten lassen.“

„Ich fahre wieder.“

„Was, du bleibst nicht zum Essen? Das ist eine Beleidigung für deine Mutter, die sich den Rücken für euch krumm geschuftet hat, damit es dir und deinen Geschwistern immer gut ging. Reicht es nicht, dass Lisa so herzlos ist?“

Damit hatte mein Vater ausnahmsweise einmal recht. Also gab ich nach und setzte mich zu meiner ehrenwerten Familie an den Tisch.

3. KAPITEL

Torsten und ich brachen gegen zwanzig Uhr auf, als Papa es sich mit Eis und Obst sowie einer Familienpackung Taschentücher vor dem Fernseher gemütlich machte, um sich mit vollem Bauch seiner geliebten Donnerstagsromanze von Lilly Schönauer hinzugeben.

„Steig schon mal aus, ich suche einen Parkplatz“, stöhnte ich, mich nach einer Lücke am Straßenrand vor der Tordurchfahrt umguckend. Im Hinterhof wohnten Torsten und ich Tür an Tür. Ich mochte meine dreiunddreißig Quadratmeter knarrenden Holzdielen – die immerhin echt waren und kein Laminat – für vierhundertfünfzig Euro warm, die sich auf zwei Zimmer plus Küche, Minibad und ein Balkönchen zum Innenhof verteilten, auf dem ich sogar Platz für einen Stuhl und meinen Apfelbaum hatte.

Torsten klaubte den Pelzmantel aus dem Fell der verstorbenen Katzen seiner Großmutter vom Rücksitz, den er in Gedenken an sie – keine Ahnung, ob er damit die Oma oder die Katzen meinte – das ganze Jahr trug: im Winter mit hochgestelltem Kragen und im Sommer über dem Arm.

„Kommst du noch auf ein Spiel rüber? Ich bin in Level sechs und brauch noch einen Soldaten mit technischen Fähigkeiten in meinem Team, der Lara beim Schießen den Rücken freihält.“

Ich zögerte. „Nein, ich verbringe den Rest des Abends besser mit meinem Buch über Geometrie. Lara ist eine One-Woman-Show und besiegt ihre Gegner locker ohne Rückendeckung. Außer natürlich, Mrs. Croft kann mir plausibler erklären, wie das Volumen eines Spats berechnet werden kann.“

„Und das steht in deinem Buch?“

„Um das herauszufinden, muss ich es lesen.“

„Schade, dass du nicht Chuck Norris bist. Der muss keine Bücher lesen, sondern starrt sie so lange an, bis sie ihm freiwillig sagen, was er wissen will.“

Ich grinste.

„Du machst dich total verrückt.“ Torsten lächelte feierlich, zog seinen in Gold eingefassten Riesensmaragd vom Zeigefinger und überreichte ihn mir. „Level sechs ist für Lara ein Klacks gegen den Kampf, der dir morgen in der VHS bevorsteht. Sie kommt ohne ihren Talisman klar, deshalb soll er dir auf den letzten Metern Glück bringen.“

Ich schaute mir das Schmuckstück an. „Danke! Ist der echt?“

„Wenn man dran glaubt. Was meinst du, warum ihn mir meine Oma vermacht hat?“

„Aber ... das kann ich nicht annehmen“, sagte ich zögernd.

„Hey! Der ist nicht geschenkt, nur geliehen.“

„Na gut!“, erwiderte ich.

Torsten mahnte: „Verlierst du ihn, habe ich hundert Jahre Pech.“

Ich probierte ihn an. „Der rutscht! Am besten, ich stecke das kostbare Stück dahin, wo ich es im Chaos meiner Handtasche morgen gleich wiederfinde“, sagte ich und öffnete die kleine Pillendose, in der ich meine Tampons diskret verstaut hatte.

„Vergiss dein Beruhigungsmittel nicht“, ermahnte mich mein bester Freund und wies

nach hinten.

„Welches Beruhigungsmittel?“

Torsten reichte mir die Apothekentüte vom Rücksitz.

Ich erschrak. „Das Antibiotikum, verdammt! Ich muss noch mal nach Grunewald zurückfahren.“

„Wie, jetzt noch?“, fragte Torsten ungläubig.

„Das ist für einen Kunden.“

Er grinste. „Für einen besonderen Kunden? Besonders lecker?“

Sein Telefon klingelte. „Mutti!“ Er verdrehte die Augen, ging ran und flüsterte in das Handy: „Du, ich kann jetzt nicht reden. Ich sitze noch im Meeting. Das dauert mindestens noch zwei Stunden.“ Er hielt den Hörer vom Ohr weg. Ich hörte es schimpfen. „Mutti! Psst! Die Geschäftsleitung hört mit. Ja, ich rufe später an, damit du schlafen kannst ... ja, auch wenn ich erst gegen Mitternacht zu Hause ankomme. Ja, ich grüße Indira von dir.“ Er drückte sie weg und lächelte breit.

„Wann wirst du ihr endlich beichten, dass du nicht der Manager einer großen Bank bist, keine Verlobte hast und auf Männer stehst?“

„Dann, wenn du deinem Vater sagst, dass du Abitur gemacht hast und wie Lisa Staatsanwältin werden willst“, konterte mein bester Freund.

Eins zu null für Torsten. Ich verschränkte die Arme vor der Brust. „Richterin, mein Lieber. Richterin! Denn nur die schlägt mit dem Hammer.“ Ich grinste und dachte daran, wie es mich immer fasziniert hatte, wenn ich mit Mama, Lisa und Mattheo auf der Zuschauerbank im Gerichtssaal saß und der Richter mit einem Hammerschlag darüber entschied, ob meine Mutter in Tränen ausbrach oder lächelte. „Ich muss es ihm schonend beibringen. Danke, dass du dichtgehalten hast.“

„Meinst du etwa, ich wollte heute zur Feier des Tages eine Familienfehde anzetteln? Genau wie meine Mutter bekommt Günther einen Herzinfarkt, wenn er erfährt, dass du in die Fuß-stapfen der verlorenen Tochter treten willst.“

Ich seufzte. „Es ist ja auch noch nicht raus, dass ich die Prüfung morgen bestehe und mein Abiturzeugnis bekomme.“

„Das schaffst du schon! Irgendwann wird der Boss stolz auf dich sein.“ Torsten sah in Papa eindeutig den Clan-Chef.

„Er wird mich hassen. Alle werden mich hassen. Stell dir vor, dass er mir auf der Anklagebank eines Tages gegenüber sitzt“, unkte ich.

Torsten gab mir einen aufmunternden Knuff. „Ach was! Man kann dich nicht hassen. Du bist viel zu süß.“

„Haha! Leider sehen das die interessanten Männer, denen ich begegne, anders“, sagte ich und hob die Medikamententüte hoch.

„Dann leiden sie unter Geschmacksverirrung oder sind blind. Ist er denn nun lecker?“

„Was meinst du denn mit *lecker*?“, fragte ich.

„Na, der Typ, von dem du gerade erzähltest, bevor meine Mutter angerufen hat. Lohnt es sich, den Motor noch mal anzuschmeißen, du weißt schon!“

„Sein Neffe, der das Rezept eingelöst hat, war ‚lecker‘“, sagte ich vieldeutig und erzählte ihm von meiner schokoladenverschmierten Schnute.

Torsten musterte mich kritisch. „Hör auf Papa und zieh dich vorher um, wenn du willst, dass er deine wahre Schönheit auf den zweiten Blick erkennt. So lockst du jedenfalls keine Sahne-schnitte hinterm Ofen vor.“

„Ich zieh mich doch jetzt nicht extra um. Wer weiß, ob der Neffe bei seinem Onkel ist.“ Mein Blick fiel auf die Tankanzeige. „Kannst du mir was leihen?“ Ich hatte höchstens noch zehn Euro Kleingeld im Portemonnaie, und mein Konto war genauso leer wie mein Kühlschrank.

„Warum lässt du dir das gefallen?“ Torsten presste missbilligend die Lippen aufeinander.

„Das ist das letzte Mal. Wenn ich morgen die Prüfung bestehe, kündige ich“, versprach ich kleinlaut.

Er drückte mir fünfzig Euro in die Hand.

„Danke!“ Ich gab ihm einen Kuss. „Verirr du dich mal nicht mit Lara Croft im gefährlichsten Dschungel Südamerikas. Los, raus jetzt, ich muss mich beeilen!“

Torsten stieg aus und beugte sich noch einmal zu mir hinunter. „Keine Angst, Lara kämpft sich mutig durch alle Level und lässt sich auf ihrer Flucht weder von ihren Feinden noch von der Polizei schnappen.“

„Wenigstens einer von uns hat diese Nacht seinen Spaß“, sagte ich und dachte an das Mathematikbuch, das oben auf meinem Nachttisch bereits ungeduldig auf mich wartete.

Eine Dreiviertelstunde später klingelte ich wiederholt am Gartentor des Einfamilienhauses von Professor Albrecht. Der Text, mit dem ich die Gegensprechanlage füttern wollte, saß mir bereits locker auf der Zungenspitze. Außer dem Rauschen der Baumkronen im leichten Sommerwind und den kläglichen Balztönen eines undefinierbaren Vogels herrschte friedliche Abendstille im Dämmerlicht der untergehenden roten Sonne.

Verdammt, das geht alles von meiner Lernzeit ab. „Los Leute! Bei meinem Mathebuch lösen sich sonst die Zahlen auf.“ Ich klingelte noch einmal, wartete ungeduldig auf das Knacken und eine Stimme in der Gegensprechanlage. Nichts rührte sich. *Wenn Professor Albrecht krank ist, wieso ist er dann nicht zu Hause?*

Abermals verglich ich die Anschrift auf dem Rezept mit dem Namen auf dem Messingschild.

Die Adresse stimmte. Vielleicht überhörte er das Klingeln, weil er fest schläft?

Ich drückte den kupfernen Knopf im Intervall.

Und wenn ich die Tüte mit dem Medikament einfach an die Haustür hängte? Blöde Idee! Ich brauchte die Unterschrift, dass ich das Medikament übergeben hatte.

Hin- und hergerissen trampelte ich auf der Stelle.

Der Mann benötigte sein Antibiotikum! Mein Pflichtbewusstsein siegte. Ich drückte die Klinke der Gartentür herunter.

Die Pforte sprang auf.

Ich lief um eine Baumgruppe zu einem Portal mit drei breiten Stufen. Erst jetzt sah ich, dass die Haustür nur angelehnt war. Musik von Doris Day drang von innen an mein Ohr. Ich drückte den Klingelknopf neben einem schmalen vergitterten Fenster und hörte, wie der glockenartige Gong in den Tiefen des Hauses verhallte.

„Hallo?“, rief ich laut, schob die Eingangstür auf und setzte zögernd einen Fuß über die Schwelle, zog ihn aber im selben Moment wieder zurück.

Einfach ein fremdes Haus zu betreten – das geht doch nicht!

Noch einmal rief ich extralaut: „Professor Albrecht? Ich bringe das Antibiotikum, das ihr Neffe bei mir in der Apotheke bestellt hat.“

Obwohl ich angestrengt lauschte, hörte ich nur Doris Day, die aus vollem Hals „Dream a little dream of me“ schmetterte. Wahrscheinlich litt er an altersbedingter Schwerhörigkeit. Hatte sich da nicht gerade etwas bewegt? Ein Luftzug streifte mich. Oder bildete ich mir das nur ein? Ich machte auf dem Absatz kehrt.

Dann musste ich das Medikament eben morgen früh ausliefern, bevor ich in die Apotheke fuhr.

Moment. Morgen früh war meine Mathe-Prüfung, am anderen Ende der Stadt. Ich würde gar nicht hier in der Nähe vorbeikommen. Danach war Wochenende. Wie sollte ich das bloß meiner Chefin erklären? Was, wenn sich dieser Neffe des Professors bei ihr beschwerte, weil sein Onkel heute das Medikament nicht bekommen hatte?

Wenn ich morgen die Prüfung bestehe, kündige ich sowieso.

Aber was, wenn dem Professor etwas passierte, weil er das Medikament dringend zur Genesung brauchte? *Schöner Mist!* Ich würde die Tüte in den Hausflur legen und meiner Chefin sagen, dass ich die Unterschrift vergessen hatte. Sollte sie doch meckern.

„Professor Albrecht? Ich lege ihr Medikament in den Flur.“ Beherzt stieß ich die Tür wieder auf und ging fünf Schritte bis zu einer Biedermeierkommode, über der ein goldgerahmter Spiegel hing. Es zog wie Hechtsuppe. Die Wohnzimmertür sprang auf, und die Haustür fiel hinter mir krachend ins Schloss. Erschrocken von dem Knall, zuckte ich zusammen und ließ die Medikamententüte in die blaue Kristallschale auf der Kommode fallen.

Wie sah es denn hier aus?

Staunend betrachtete ich das Chaos im Wohnzimmer.

Alles durchwühlt. War der Professor ein vergesslicher Mann und hatte etwas gesucht, oder war eingebrochen worden? Mein Blick fiel auf das offene eingeschlagene Terrassenfenster und einen Stein, der auf dem Teppich wie ein schroffer Felsen in einem Splittermeer thronte. Daneben lag ein zerbrochener Pokal mit einem Fischmotiv.

Ich fasste nichts an und rief: „Professor Albrecht?“ Dabei umklammerte ich meine Handtasche.

Doris Days Stimme sang von oben: „When I was just a little girl, I asked my mother, what will I be?“ Hatte er wegen der lauten Musik gar nichts bemerkt?

Ich legte meine Handtasche ab und griff nach einem herumliegenden Schrubber – nur zur Sicherheit, falls ich dem Einbrecher begegnen sollte.

Mit erhobenem Bürstenkopf stieg ich vorsichtig die Treppe hoch. Alle Zimmertüren waren verschlossen. Ich folgte der Musik, klopfte an die Tür, hinter der es laut „Que sera, sera, whatever will be, will be ...“ ertönte.

Kein Wunder, dass hier oben niemand mitbekommen hatte, was unten passiert war!

„Professor Albrecht?“, rief ich, senkte den Schrubber und öffnete die Tür vorsichtig, damit sich der Hausherr nicht erschreckte.